

Dank des Preisträgers

Sehr geehrte Damen und Herren,
geschätztes Publikum!

Was sind das für Zeiten, in denen es nicht möglich ist, eine Dankesrede auch nur zwei Wochen im Voraus zu verfassen! Kaum hat man sie schriftlich mit gebührendem Ernst und angemessener Freude verfertigt und zu Ende gebracht, wäre es schon ruchlos, sie vorzutragen, hieße es doch zu schweigen über so vieles, das seither geschehen ist. Und kein Prophet, auch keiner, der auf den heutigen Namen Experte hört, hat vor einigen Wochen vorausgesehen, was sich doch, wie wir heute einräumen, seit Jahren angekündigt hat.

Als ich mich Ende Januar hinsetzte, um die Rede zu schreiben, die ich am 16. März in Leipzig halten wollte, ging ich im Glück eines Preisträgers ans Werk, der davon berichten darf, warum er gerade jene Bücher geschrieben hat, für die er an diesem Tag ausgezeichnet wird. Ich erzählte von der frühen, mir selbst rätselhaften Leidenschaft, die den Zwanzigjährigen dazu brachte, aus Zeitungen alle Artikel auszuschneiden und zu archivieren, in denen von den kleinsten Nationalitäten Europas und von den ethnischen, sozialen, sprachlichen Minderheiten unseres Kontinents die Rede war. Die Idee, dass ich über diese oft bedrängten Gruppen an den Peripherien Europas, aber auch an den Rändern unserer Städte in der Mitte des Kontinents,

irgendwann schreiben, sie literarisch erkunden könnte, bin ich erst viel später gekommen. Erst als ich die Regionen, denen ich mich in Büchern angenähert hatte, tatsächlich durchwanderte, wuchs in mir der Wunsch, über sie und ihre Menschen zu schreiben, vermutlich weil das Schreiben für mich jene Lebensform darstellt, die Dinge und Menschen am schärfsten wahrzunehmen und ihnen und ihrer Widersprüchlichkeit am ehesten gerecht zu werden.

Ob ich in Süditalien die Arbereshe besuchte, Albaner, die dort seit Jahrhunderten leben und natürlich längst Italiener geworden sind, aber sich doch eine renitente Erinnerung an ihre Vorfahren und deren lebensgefährliche Flucht übers Meer bewahrt haben; oder ob ich mich zu den Aromunen begab, die über den ganzen Balkan verstreut leben, nie einen eigenen Staat angestrebt, sich aber als Händler zwischen den verschiedenen Staaten bewährt haben, als Händler von Waren und als Schmuggler geistiger Güter: Wo immer ich die historischen Minderheiten aufsuchte, traf ich nicht nur auf Menschen, die einer sympathischen oder verstockten Nachhut der Geschichte angehörten, sondern auch solche, die in manchem geradezu eine Avantgarde bildeten.

Angehörige von Minderheiten haben meist eine mehrfache Identität, sie sprechen die Staatssprache und versuchen ihre Muttersprachen zu hüten, sie sind familiär mit Menschen jenseits der Staatsgrenzen verbunden und haben es meist von früh auf gelernt, in mehr als bloß einer Nation, einem Staat, einer Tradition zu denken und zu fühlen. Und deswegen sind viele von ihnen, was wir alle erst werden wollen: Europäer, die über die Grenzen hinweg zu leben gewöhnt sind, ohne deswegen zu vergessen, wofür ihre Vorfahren einstanden und was sie an Besonderem der allgemeinen Kultur hinzugefügt haben – und was auch sie selbst ihr hinzufügen könnten, wenn man sie nur wahr- und ernstnehmen würde.

Beim Verfassen meiner Dankesrede Nummer 1 sind viele Erinnerungsbilder in mir aufgetaucht. Etwa das mächtige Schiff aus Stein, auf das ich, hundert Kilometer von der Küste entfernt, im albanischen Hochland stieß. Es wurde dort als Hotel errichtet, träumte die Familie, die es erbaute, doch von einer glänzenden touristischen Zukunft dieser abgelegenen Provinz. Dass sie das Hotel ausgerechnet in der Form eines Schiffes errichtete, sollte an ihre drei Söhne erinnern, die in den frühen neunziger Jahren ein überfülltes Schiff bestiegen, um von Vlora nach Brindisi überzusetzen. Sie haben das andere, unser Europa nicht erreicht und sind wie so viele nach ihnen im Mittelmeer ertrunken. Das Geisterschiff, als Hotel nie in Betrieb genommen, wittert als Ruine verlorener Träume dahin, aber als solche wird sie noch lange, da sie aus massivem Beton gebaut wurde, von doppelt gescheiterten Hoffnungen zeugen.

Das alles und vieles Deprimierende, Melancholische, aber auch Ermutigende, das man erlebt, wenn man an den Rändern Europas unterwegs ist, wollte ich in der ersten Dankesrede erzählen. Doch dann kam die Nachricht, dass die Leipziger Buchmesse abgesagt wurde, nicht etwa weil es die Pandemie erforderte, sondern manche aus der Verlagsbranche selbst allzu zögerlich waren, vor allem aber ausgerechnet die mächtigsten Verlagskonzerne ihre Teilnahme stornierten. Mir erschien das als Verrat, als Verrat an der Literatur selbst und an den vielen, die ihr aus Berufung und von Berufs wegen ihre Zeit, ihre Talente, Liebe und Leidenschaft widmen, auf welche Weise und auf welchem Posten immer. Wer die Sache aller verrät, um die eigene Macht zu stärken, der mag sich für kurz als Sieger fühlen, er wird aber, indem er andere ruiniert, auch sich selbst schweren Schaden zufügen. Wer es der Buchhaltung, so wichtig sie ist, überlässt, über Bücher, Buchmessen, Feste der Literatur und derer, die ihr Leben mit ihr verbunden haben, zu entscheiden, der

wird eines Tages jenem Produkt den gesellschaftlichen Wert genommen haben, mit dem er doch seine besten Geschäfte gemacht hat. Das sollten auch die drei Herren bedenken, die im Fernsehen begründeten, warum ihre Konzerne der Messe, deren nicht geringster Verdienst es ist, die realen und die imaginären Grenzen, die durch Europa schneiden, in der Literatur aufzuheben, dieses Mal oder womöglich für immer fern bleiben müssten.

Es gibt eine merkwürdige Sportart, die auf die ersten Blicke hin geradezu befremdlich wirkt. Man braucht seine Zeit, um sich von dieser Einheit aus Akrobatik, Athletik und Artistik verzaubern zu lassen. Ich rede natürlich vom Synchronschwimmen, bei dem etliche Schwimmerinnen (und neuerdings auch Schwimmer) unter, auf und, sich mit rätselhaftem Schwung in die Höhe schraubend, geradezu über dem Wasser bestimmte Figuren gestalten, und zwar im völligen Gleichklang ihrer Bewegungen und in gestalteter Harmonie zu einer ihr Programm begleitenden Musik. Die drei Herren, von denen ich vorher sprach, haben im un-schönen Gleichlaut ihrer Worte begründet, warum sie die lange vorbereitete Buchmesse kurzfristig boykottieren mussten, sie argumentierten alle auf dieselbe Weise und machten, als hätten sie lange gemeinsam trainiert, dabei die exakt gleiche Bittermiene. Und je länger ich ihnen zuhörte und zusah, umso deutlicher trat mir vor Augen, sie bei einer Art von Betriebssport zu beobachten, dem Betriebssport von Vorstandsvorsitzenden, nämlich dem Synchronjammern. Was es ihnen zu bejammern galt? In Wahrheit jammerten sie über die Last, die nicht die Kleinen, sondern nur sie, die Mächtigen, schultern müssen, und sie greinten über das Unglück, dass ihre Leidenschaft nicht mehr den Büchern gelten könne, sondern der Buchhaltung gelten müsse.

Als ich in meiner zweiten Dankesrede so weit gekommen war, erwachte ich am nächsten Tag so wie wir alle in ei-

ner anderen Welt. Erwarten Sie bitte nicht, dass ich Ihnen und mir diesen Krieg zu erklären versuche, der kraft der gewalttätigen Verlogenheit derer, die ihn vom Zaum gebrochen haben, dort, wo sie herrschen, nicht einmal als solcher bezeichnet werden darf. Unbestreitbar ist, dass dieser Krieg selbst ein einziges Kriegsverbrechen darstellt, wobei er in Russland ja bei Strafe von bis zu fünfzehn Jahren Haft nicht als solcher, sondern als *militärische Sonderoperation* bezeichnet werden muss. Der Angriffskrieg ist auch als militärische Sonderoperation gegen die Sprache angelegt, und zwar im doppelten Sinne. Zum einen gegen die ukrainische Sprache selbst, die seit zaristischen Zeiten stetig zu einem rohen Bauerndialekt abgewertet wurde, den man abwechselnd mit paternalistischem Wohlwollen in den privaten Bereich verwies und mit bürokratischen Direktiven aus dem öffentlichen Bereich, der Sphäre von Politik, Verwaltung, Wissenschaften verbannte. Die Literatur hat sich dieser gewohnheitsmäßigen Abwertung der Sprache von Abermillionen widersetzt, gerade indem sie in trotziger Feinarbeit das Ukrainische auch als Sprache der Dichtung ausformte. Noch 1985 starb im Alter von 47 Jahren ein großer, in unseren Ländern nahezu unbekannter Dichter in einem sowjetischen Straflager, Wassyl Stus, dessen Verbrechen darin bestand, in ukrainischer Sprache herrliche Verse zu schreiben, die in deutscher Übersetzung beispielsweise so lauten: *Ich froblocke und steige auf den Totenwagen/ von wo ich rufe: Hoch das Leben!*

Zum anderen hat die sprachpolizeiliche Sonderoperation das Kriegsziel, Begriffe per Gesetz für verbindlich zu erklären und aus der Lüge, etwa der, dass es die Ukraine zu *denazifizieren* gälte, eine staatsbürgerliche Pflicht zu machen. Ja, auch in der Ukraine gibt es alte völkische Faschisten und neue zeitgeistige Rechtsextreme, aber nicht mehr als in den meisten Ländern Europas, und dass man das Land, um es



Recht auf
Frieden.

Recht auf
Frieden.

Recht auf
Frieden.

Recht auf
Frieden.

Recht au
Frieden.

Recht a
Friede

Recht auf
Frieden.

ht auf
den.

Recht auf
Frieden.



Recht auf
Frieden.

uf
n.

Recht auf
Frieden.

uf

Recht auf
Frieden.

Recht a
Frieden

auf
en.

Recht auf
Frieden.

Recht auf
Frieden.

Recht auf
Frieden.

Recht auf
Frieden.

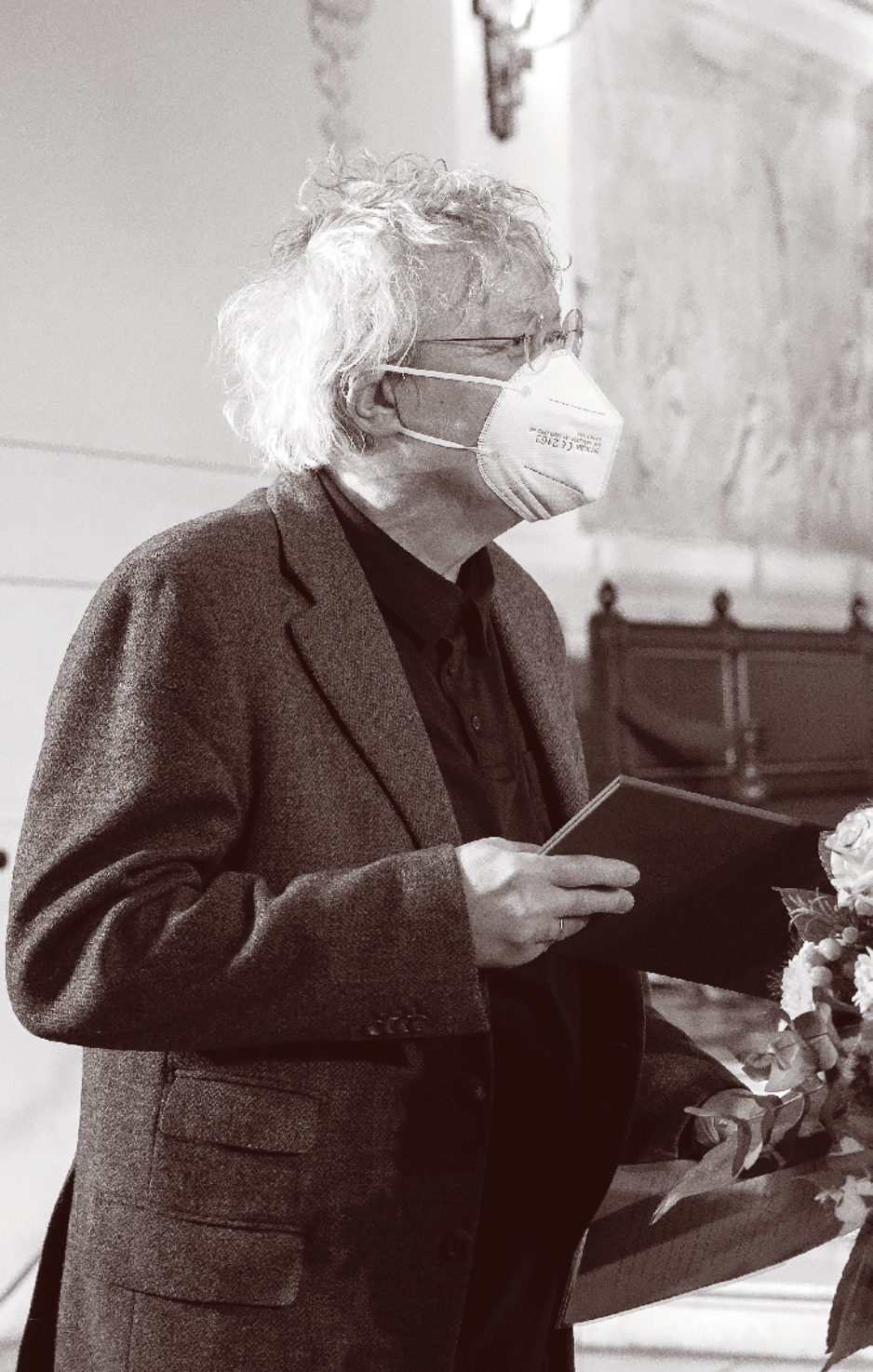
von den erfundenen Nationalsozialisten zu befreien, real niederwalzt und Jagd auf seinen Präsidenten macht, der jüdischer Herkunft ist und zu dessen Familie auch Russen gehören, ist ein abscheuliches Verbrechen des Krieges, dem die abscheuliche Schändung der Sprache vorausging.

Auch viele meiner Bekannten haben sich in den letzten Jahren die Konflikte in der Ukraine versimpelt so erklärt: Dort sprächen eben die einen Ukrainisch und wären folglich Ukrainer, die anderen sprächen Russisch und wären deshalb Russen, die einen wollten lieber in einem Staat aus lauter Ukrainern leben, die anderen lieber mit ihrem vorgeblichen Mutterland vereint werden. Tatsächlich wurde aus den Großstädten Mariupol und Charkiv, deren Einwohner zu einem großen Teil das Russische als ihre Sprache bevorzugten, jedoch berichtet, dass die Invasoren keineswegs als Befreier begrüßt wurden, sondern sich ihnen die Einwohner, gleich welcher Sprache sie waren, tagelang entgegenstemmten. Sogar der Bürgermeister von Charkiv hat seine flammende Rede, mit der er zur Verteidigung der Stadt aufrief, auf Russisch gehalten!

Die Ukraine, dies sei hier nur angedeutet, ist ein Land vieler Nationalitäten, mit verschwimmenden Übergängen. Es hat seine polnischen Vergangenheiten, die im Westen des Landes mitunter noch recht präsent wirken. Über die Jahrhunderte haben Ukrainer auch jenseits ihres heutigen Staatsgebiets gelebt, wie heute Ungarn, Slowaken, Tschechen, Polen, Rumänen innerhalb von diesem leben; ganz abgesehen von Armeniern, Tataren, Juden, Roma, Deutschen sowie den von mir bereits erwähnten Aromunen, die hier Wlachen genannt werden, und den Gagausen - übrigens einem Turkvolk, das auf seiner langen Wanderung die christlich orthodoxe Religion angenommen hat, in der Republik Moldau einen bestens geschützten Autonomiestatus genießt, aber eben auch in der Ukraine beheimatet ist.

All diesen Nationalitäten hat eine junge Autorin nachge-spürt, die heute in Bayern lebende Olesya Yaremchuk, deren Buch in deutscher Übersetzung im kleinen ibidem-Verlag erschienen ist und den vorzüglichen Titel *Unsere Anderen. Geschichten ukrainischer Vielfalt* trägt. Der Titel behauptet, was nicht nur in der Ukraine jede Generation neu zu erweisen hat, dass nämlich die *Anderen* zu den *Unseren* gehören, also die Vielfalt eines Landes nicht als Last der Geschichte, sondern als Stolz von heute erlebt werde.

Jetzt aber: Freunden, und ich habe viele Freunde in der Ukraine, muss man mitunter seine Freundschaft auch darin erweisen, dass man ihnen die Kritik, die man haben mag, nicht feige vorenthält. Die vier wichtigsten Literaturinstitutionen der Ukraine haben Anfang März in einem offenen Brief, der sich gleichsam an die literarische Weltrepublik richtete, nicht nur gefordert, dass die staatlichen Verlage Russlands und die regimetreuen Autoren einem weltweiten Boykott unterliegen sollen; nein, ausdrücklich verlangten sie tatsächlich - ich zitiere leider wörtlich – *die Verbreitung von Büchern russischer Autor:innen... zu stoppen* – jedweder Bücher, jedweder Verlage, jedweder Autoren also –, sowie *Stipendien für Übersetzungen zeitgenössischer russischer Autoren in andere Sprachen zu beenden*. Diese Forderungen sind unannehmbar, sie unterscheiden nicht zwischen fanatischen Propagandisten, gekauften Kollaborateuren, ängstlichen Mitläufern, stillen Opponenten, verzweifelten Gegnern und tapferen Widerständlern, vielmehr genügt die Zuordnung zur russischen Literatur selbst, sie allesamt gleichermaßen zu bannen. Würde die literarische Welt vor achtzig, neunzig Jahren diese Forderungen befolgt haben, dann hätten die entschiedenen Gegner des Nazismus ihre Manuskripte für die Schublade schreiben müssen, von Thomas Mann zu Anna Seghers, von Joseph Roth zu Else Lasker-Schüler, von Stefan Zweig zu Irmgard Keun, von Günther Anders





zu Hannah Arendt – gar nicht zu reden von den zahllosen Unbekannten oder Vergessenen –, und damit wäre der Welt entgangen, was das andere Deutschland, das andere Österreich zu sagen hatten.

Wer der täglichen Tortur von Bombenangriffen und Raketenbeschuss ausgesetzt ist, der darf nicht daran gemessen werden, ob er in seiner Wut, Empörung, Verzweiflung stets das rechte Maß bewahre; und vielleicht ist der Aufruf auch nur missverständlich formuliert oder von mir, freilich nicht nur von mir, falsch verstanden worden. Die Forderungen der vier literarischen Institutionen, wie sie gestellt wurden, sind jedenfalls töricht, nützen der ukrainischen Sache keineswegs und zeigen nicht den geringsten Respekt vor jenen Russinnen und Russen, die heute in ihrem Land auf die Straße gehen, ihr Wort erheben.

Mir kann schlimmstenfalls passieren, dass meine Rede, wenn sie Ihnen nicht gefällt, ausgebuht, oder meine Bücher, sofern sie Ärger erwecken, verrissen werden. Daher empfinde ich es als frevelhaft, denen den Respekt zu versagen, die in Russland öffentlich gegen den russischen Angriffskrieg demonstrieren, obwohl sie nicht wissen, wann sie und in welchem Zustand sie von der Demonstration zurückkehren werden; und jene nicht zu bewundern, die als Wissenschaftler, Künstler, als Bürger Resolutionen für den Frieden unterzeichnen, auch wenn sie wissen, dass ihnen das ihre Arbeit, materielle Existenz, ja die Freiheit kosten kann.

So lange Krieg herrscht, ist es schwierig, für Verständigung zu werben. Aber wann wäre es notwendiger, es zu tun? Damit man mich nicht vorsätzlich missverstehe: Ich meine nicht, dass man nach einem faulen Ausgleich zwischen den Obsessionen des Aggressors und den legitimen Interessen und Anliegen der Überfallenen suchte. Aber zumindest zwischen denen, die auf der einen Seite aufbegehren, um keine Täter zu werden, und denen, die auf der anderen Seite nicht

Opfer bleiben wollen, müsste sie doch möglich sein. Die Leipziger Buchmesse ist nicht die einzige Brücke, auf der sie sich und mit uns Ratlosen, aber nicht Gleichgültigen treffen könnten. Dafür muss es die Leipziger Buchmesse freilich weiterhin geben: Auf dass sich im nächsten Jahr russische Autorinnen, die nicht trauern, weil ihr Despot den Krieg verloren hat, und ukrainische Autoren, die nicht jubeln, weil Russland selbst aus der Gemeinschaft der zivilisierten Nationen verstoßen wurde, mit uns über, naja, sagen wir über Europa reden. Und über anderes mehr.